

Schweigen an den Unis

Warum so passiv bei
Rückkehr zur Präsenz?

Von Beginn der Corona-Pandemie an war es auffallend still um die Universitäten. Irgendwann tauchten sie in der Berichterstattung über Schließungen oder mögliche Öffnungen gar nicht mehr auf. Das kann man als Leistung ansehen: Die Vernunft erzwang die Einsicht in die Notwendigkeit des Lockdowns, der an so großen und kontaktreichen Einrichtungen wie den Universitäten besonders energisch zu vollziehen war. Warum also diskutieren oder gar lamentieren? Zudem gelang die Umstellung auf die Onlinelehre auch angesichts der rettenden Halbgoththeit Zoom erstaunlich gut. Spitzenvertreter der deutschen Universitäten waren zufrieden mit sich und präsentierten sich der Politik als beste Schüler.

Damit haben sie nicht unrecht, und es stimmt: In digitalen Seminaren von überschaubarer Größe kann es lebendig und konzentriert zugehen. Aber bei dieser Bilanz blieb einiges auf der Strecke oder wurde beschwiegen. Da ist zuallererst die Situation der Studierenden. Denn gerade wer den Winter über die Zoom-Gesichter betrachtete, sah, wie sie sich von Woche zu Woche bei aller Tapferkeit der Resignation und Depression annäherten. Inzwischen hat man drei Semester, das ist die Hälfte eines Bachelor-Studiums, in kleinen Zimmern vor dem Bildschirm verbracht. Oder ist ins Elternhaus zurückgekehrt, im Bildhintergrund stehen die alten Stofftiere.

Neulich haben wir in einem Creative-Writing-Seminar das Ausprobieren von Versen mit einer Schilderung des Zeit-Empfindens während der Pandemie verbunden. Da kam ein Blankvers wie „Die Zeit geht schneller, und die Jugend stirbt“ heraus oder ironisch und freier: „Statt Jahreszeit spaziergeeignete Großwetterlagen: Witzeln, weinen, warten“. Auch vom Gefühl, sich auf einem Laufband zu bewegen, aber den Lebenslauf zu verpassen, war die Rede.

Aber es geht nicht nur um Stimmungslagen in einer Lebensphase, in der man eigentlich reichhaltige soziale und emotionale Erfahrungen macht, sondern auch um Verluste für die Gesellschaft. An einem Beispiel: Studierende lernen Differenz kennen. Von der Differenz des Wissens über die der Lebensformen, der Überzeugungen und Redeweisen bis hin zu Unterschieden bei Kleidung und Essverhalten. Die Universitäten sind der Ort, an dem diese ebenso bereichernde wie verunsichernde Differenzforschung in Dialog und zivilisiertes Nebeneinander überführt wird. Genau das lernt man aber nicht in Online-Seminaren, sondern bei direkten und ungeplanten Begegnungen auf Partys, beim Uni-Sport, beim Gang zwischen den Gebäuden oder in der Cafeteria, wo man vielleicht neben der chinesischen Kommilitonin zu sitzen und mit ihr ins Gespräch kommt.

Über Fragen dieser Art ist während der Pandemie an den Universitäten kaum einmal debattiert worden. Es wurde überhaupt ganz einsilbig kommuniziert. Corona ist für die Universitäten ein Verwaltungsproblem, Entscheidungen werden schwach begründet und in Mails mitgeteilt, die nicht nur sensible Menschen als kaltherzig empfinden müssen. Es ist erstaunlich: Jene Institution, die für den Zweifel, das Nachfragen, das Debattieren und Begründen von Entscheidungen zuständig ist, hat sich im letzten Jahr zu einem leeren und gespenstisch stillen Raum entwickelt.

Ob die Rechnung gegenüber der Politik aufgehen wird, ist auch die Frage, denn wer sich niemals zu Wort gemeldet, seine Ansprüche und seine Bedeutung vorgebracht hat (man vergleiche nur die Aktivität der Schulen!), steht auch bei den Öffnungen ganz hinten in der Schlange und gilt irgendwann als schwach. So schwach, dass man schon verkündet, auch das kommende Wintersemester wieder überwiegend in der digitalen Enklave zuzubringen.

Dass es anders und gleichzeitig unsichtig geht, zeigt die aktuelle Hochschulverordnung des Landes Mecklenburg-Vorpommern. Dort bleibt das laufende Sommersemester zwar überwiegend ein Digitalsemester, aber für die letzten Wochen wird geöffnet: Erst- und Zweitsemester dürfen ihre Uni das erste Mal betreten, Seminare können ebenfalls wieder in Präsenz stattfinden. Das ist mehr als eine symbolische Geste, und selbst wenn es eine wäre: Auch sie wäre wichtig, um die Identifikation der Studierenden mit ihren Hochschulen wiederherzustellen.

Und da wir jetzt alle geimpft werden: Der Hochschulkörper könnte eine Zusatzinjektion von fröhlicher Wissenschaft, von Mut und Zukunftsfreude vertragen. DIRK VON PETERSDORFF

Der Verfasser lehrt Literaturwissenschaft in Jena.

Lokal war damals schon global

Die Könige der Bronzezeit:
Eine Ausstellung in Halle
sammelt neue Erkenntnisse
zur Welt der Himmelscheibe
von Nebra.

An Anschauung mangelt es der Archäologie nicht. Im Gegenteil, sie quillt geradezu über davon, denn wo immer sie ihren Blick hinwendet, kommen Dinge zum Vorschein: Vasen, Becher, Kultbilder, Goldketten, Waffen, Grundmauern, Gräber. Das Problem der Archäologie, das sich in den Museen, ihren Schaufenstern, verdichtet, ist ein anderes. Ihren Funden, die oft aus schriftlosen, lang versunkenen Kulturen stammen, mangelt es an Anschaulichkeit. Die menschliche Geschichte, die sie aufbewahren, bleibt in ihnen verschlossen. Sie sprechen nicht zum Betrachter. Man muss sie zum Reden bringen, indem man eine Geschichte erzählt, die sie erhellt. Das ist dann nur noch zur Hälfte Wissenschaft. Die andere Hälfte ist Spekulation.

Die Ausstellung „Die Welt der Himmelscheibe von Nebra – Neue Horizonte“ im halleischen Landesmuseum für Vorgeschichte erzählt eine Geschichte aus der mitteleuropäischen Bronzezeit, die ans Sagenhafte grenzt. Im achtzehnten Jahrhundert vor Christus macht sich ein Fürstenson aus dem Gebiet zwischen Saale, Elbe und Harz auf den Weg ins Zweistromland. Er überquert die Alpen, besteigt in Südtalien ein Schiff, das ihn über Mykene nach Kreta bringt, reist von dort nach Byblos an der Küste des heutigen Libanon und erreicht endlich das Babylon des Großkönigs Hammurabi. Dort erwirbt er das astronomische Wissen, das er oder einer seiner Bediensteten später auf der Himmelscheibe von Nebra festhalten wird.

Erstaunlicherweise gelingt es der Ausstellung in Halle, diese Saga vom bronzezeitlichen Kulturaustausch plausibel zu machen – nicht direkt glaubhaft, aber doch denkbar und möglich. Dazu setzen die Kuratoren unter der Leitung des Museumschefs und sachsen-anhaltischen Landesarchäologen Harald Meller alle Mittel musealer Suggestion ein. Wer die Haupthalle des neoromanischen Großbaus von Wilhelm Kreis betritt, kommt in einen Stelenkreis, der den Kultstätten jener Epoche nachempfunden ist, aus der die Objekte in den Vitrinen stammen. An der Nord- und Südseite des überdachten Innenhofs, der von einem aus Dutzenden Videomonitoren projizierten Sternenhimmel gekrönt wird, strahlen auf hinterleuchteten Stelen die Megalithen von Stonehenge und die Holzpfosten der Kreisgrabenanlage von Pömmelte.

Pömmelte bildet den ersten der „neuen Horizonte“, welche die Ausstellung öffnen will, denn die seit 2005 erschlossene Anlage nahe der Mündung der Saale in die Elbe dokumentiert den Übergang von der Glockenbecher- zur Aunjetitzer Kultur, der die Himmelscheibe von Nebra entstammt. Die Glockenbecherleute waren wie ihre Nachbarn, die Schnurkeramiker, aus Vorderasien eingewandert, die Aunjetitzer Kultur dagegen entstand aus der Verschmelzung beider Gruppen. In Pömmelte, das um 2000 vor Christus rituell abgebaut wurde, während die Siedlung rings um den Kultort weiterwuchs, zelebrierte die neue Zeit ihren Sieg über die alte.

Im Zentrum der Inszenierung steht allerdings die Himmelscheibe. Ihre Faszination ist seit ihrer Entdeckung vor gut zwei Jahrzehnten noch gewachsen. Als Memogramm, das ein uraltes Berechnungsprinzip zum Ausgleich von Mond- und Sonnenjahren verbildlicht, ist sie ebenso bedeutend wie als Kunstwerk aus Gold und Bronze. Die Goldapplikate wurden inzwischen aufgrund ihres Zinngehalts den Vorkommen im englischen

Cornwall zugeordnet. Da die Scheibe zwei Jahrhunderte lang mehrfach verändert wurde, spricht das für ein festes Handelsnetz zwischen Nebra und Westeuropa. Das astronomische Wissen dagegen, das auf der Scheibe in ihrer ersten Fassung fixiert war, konnte nur aus einer Schriftkultur stammen. Ein starkes Indiz für seine babylonische Herkunft ist, dass es binnen weniger Generationen verloren ging. In ihrer letzten Verwendung war die Himmelscheibe eine Art Feldzeichen, ein bloßes magisches Symbol. Als es auf einem Hügel bei Nebra in der Erde versenkt wurde, stand die Aunjetitzer Kultur vor dem Erlöschen. Auf ähnliche Weise haben in der Spätantike die letzten Heidenpriester ihre Kultstatuen begraben.

Die nach einem Fundort bei Prag benannte Kultur von Aunjetitz ist das eigentliche Thema der Ausstellung. Ob ein

Aus der Schatzkammer
des zweiten vorchristlichen
Jahrtausends: Bronzebeile
aus dem Hort von
Dermsdorf (oben),
Bernsteinkette von Dieskau
(rechts) und die
Himmelscheibe von Nebra

Fotos Thüringisches Landesamt für
Denkmalpflege und Archäologie,
LDA Sachsen-Anhalt (2)



Oberschicht. Dafür werden die religiösen Kultstätten in der Aunjetitzer Machtsphäre deutlich kleiner. Offenbar legte man beim Zwiegespräch mit den Göttern Wert auf Exklusivität.

Dass eine solche soziale Ausdifferenzierung in der Bronzezeit kein Einzelfall war, zeigen die Funde von El Argar in Spanien. Dort blühte eine Kultur von stadähnlichen Herrschersitzen, deren Führungsschichten untereinander heirateten. In Halle ist ein Silberdiadem zu sehen, das noch am Schädel der Edelknecht klebt, die es zu Lebzeiten getragen hat. Um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ging El Argar im Feuer unter. Die Aunjetitzer Kultur dagegen könnte einfach verdämmert sein. Ihre Gene sind bis heute in der Bevölkerung Mitteleuropas nachweisbar.

Im Schlussteil öffnet die Ausstellung die Schatztruhe der Archäologie. Mykene, Kreta, Amarna, Assiut, Wiltshire, Jütland, Tirol und die Schweiz, sie alle bringen, aus europäischen Museen entliehen, ihre Kostbarkeiten nach Sachsen-Anhalt. Aber der wichtigste Fund auf dem großen Gabentisch sind zwei kleine Bernsteinkerne aus Assur. Um 1800 vor Christus wurden sie dort zusammen mit zahlreichen kleinen Muscheln und anderem Perlenschmuck in den Fundamenten der Zikkurat des assyrischen Großkönigs Samsi-Adad I. versenkt. Die beiden bräunlichen Ringe aus Bernstein stellen bis auf Weiteres den einzigen greifbaren Beweis dafür dar, dass Handelsgüter aus dem Ostsee-Raum bis ins Zweistromland gelangten – und mit ihnen, wer weiß, vielleicht auch ein Reisender aus der heutigen Gegend von Halle.

Damit haben sie für die Ausstellung einen höheren Wert als jedes frühgeschichtliche Gold-, Silber- und Bronzeschmuckstück, das in den Vitrinen des Landesmuseums schimmert. Denn was sind schon alle Reichtümer der Welt gegen eine gute Geschichte?

ANDREAS KILB

Die Welt der Himmelscheibe von Nebra – Neue Horizonte. Landesmuseum für Vorgeschichte, Halle, bis 9. Januar 2022. Der reich bebilderte Katalog kostet im Museum 19,80 Euro.



mitteldeutscher Prinz im achtzehnten vorchristlichen Jahrhundert tatsächlich zum Euphrat reiste, wird wohl nie zu klären sein, aber es steht fest, dass die Aunjetitzer in Europa der frühen Bronzezeit eine Schlüsselposition einnahmen. Hier, an der mittleren Elbe, trafen die durch Europa verlaufenden Handelswege für Bernstein, Gold, Zinn und Kupfer zusammen, gleichzeitig war die Gegend salzreich und fruchtbar.

Die These Mellers und seiner Kuratoren lautet nun, dass der Reichtum, der aus dieser Konstellation entstand, zu einer stärkeren Schichtung der Gesellschaft führte. Die Schnurkeramiker und ihre steinzeitlichen Ahnen wurden von Priesterhaupteilern regiert, wie man auf Stelen aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend sehen kann, die Aunjetitzer dagegen von Fürsten und Königen. Ein Hauptindiz für diese hierarchische Gliederung ist der Bornhöck, ein Grabhügel südlich von Halle, der im neunzehnten

Jahrhundert zur Kohlegewinnung abgetragen wurde, dessen erhaltene Reste aber von Mellers Kollegen in den vergangenen Jahren neu erforscht werden konnten. Der Herrscher, der hier um 1700 vor Christus bestattet wurde, muss über ungewöhnliche Ressourcen verfügt haben, denn sein Grab gehörte mit fünfundsechzig Metern Durchmesser und fünfzehn Metern Höhe zu den größten der Bronzezeit. Im nahen Umkreis gefundene Horte mit Beilen und Stabdolchen deuten darauf hin, dass er auch über eine eigene, nach Rängen sortierte Kriegertruppe verfügte.

Zwei weitere Fürstengräber in Helmsdorf und Leubingen bestätigen zugleich die Ausnahmestellung des Bornhöck-Herrschers und die Macht des neuen Adels. Ihre Ausstattung ist zugleich üppiger und einheitlicher als die früherer Kulturen. Besondere Beigaben wie ein Steinkeil, der schon damals Tausende Jahre alt war, betonen den Ewigkeitsanspruch der



Sprachgesang

Von Gina Thomas

Wenige Opernsänger schafften es in den Rang des britischen Titularadels. Es kommt also nicht alle Tage vor, dass eine Inszenierung mit gleich zwei Rittern aufwarten kann wie jetzt beim Grange Festival in Hampshire, einem der Sommerfestspiele, die nach dem Vorbild von Glyndebourne auf britischen Landsitzen Opern mitsamt dem ganzen Firlefanz von Smoking und Picknick aufführen. Bloß dass diese beiden sonoren Opernveternan, der Bass Sir John Tomlinson und der Bariton Sir Thomas Allen, keinen Ton singen werden. Sie treten auf als Lear und Gloucester in einer unvertonen, aber ausschließlich mit Opernsängern, darunter der Sopranistin Susan Bullock und dem Tenor Kim Begley, besetzten Inszenierung von Shakespeares „König Lear“. Anders als der 82 Jahre alte Schauspiel-Ritter Sir Ian McKellen, der die Aussetzung der Unglaublichkeit demnächst aufs Äußerste strapazieren wird, wenn er den jungen Prinzen Hamlet verkörpert, haben die beiden Mittsiebziger Tomlinson und Allen immerhin das richtige Alter für ihre Rollen. Tomlinson frotzelt sogar, dass er etwas zu jung sei, um den demotierten Herrscher darzubieten. Auf den ersten Blick mag die Idee, die Sänger im Sprechtheater einzusetzen, noch dazu unter der Leitung des Opernregisseurs Keith Warner, wie ein nach Aufmerksamkeit heischender Gag anmuten, der das Renommee nicht mehr in der ersten Blüte ihrer Stimmen stehender Sänger ausschaltet. Das Experiment wirkt allerdings nicht ganz abwegig, wenn man an die musikalische Sensibilität denkt, mit der große Schauspieler vermögen, den Sinn von Shakespeares Texten zu vermitteln, indem sie Reim und Prosa zum Singen bringen. Die skurrile Lyrikerin Edith Sitwell, deren zum Hören bestimmte Verse von Sprachmusik getragen sind, und Virginia Woolf, die Meisterin der melodischen Prosa, pflegten Shakespeare unmittelbar nach dem eigenen Schreiben zu lesen: „Wenn der Geist weit offen und rot glühend ist“, waren beide von der Klangwelt der Shakespeare'schen Sprache berauscht. Edith Sitwell hielt „Antonius und Cleopatra“ sogar für das „größte Wunder des Klanges“, das je hervorgebracht worden sei. Durch ihre lange Erfahrung mit der Phrasierung von Tönen, der Körperlichkeit des Singens und dem mimischen Ausdruck hoffen denn auch die Opernsänger Tomlinson und Allen, Shakespeares „Lear“ neue Facetten abzugewinnen. Womöglich wollen sie auch die Unzertrennlichkeit von Dichtung und Musik veranschaulichen, zu der sich die Gräfin in Richard Strauss' „Capriccio“ schließlich bei der Frage durchringt, ob es die Worte sind, die ihr Herz bewegen, oder ob die Töne stärker sprechen.

Blutrausch gestoppt

Das Konzeptpapier des Rektorats der Universität Halle, das massive Streichungen besonders in den Gesellschafts- und Geisteswissenschaften vorsieht (F.A.Z. vom 1. und 2. Juni), ist in der Senatsitzung am Mittwoch auf scharfe Ablehnung gestoßen. Der Rektoratsplan wurde als Angriff und Desaster bezeichnet, er habe Verwerfungen geschaffen, die sich so schnell nicht kitzeln lassen würden. „Bewahren Sie uns vor dem schweren Schaden“, sagte ein Debattenteilnehmer. Dem Rektor Christian Tietje wurde vorgeworfen, mit dem Papier, das einerseits als Diskussionsanstoß präsentiert werde, aber zugleich weitreichende Strukturentscheidungen treffen, vollendete Tatsachen geschaffen zu haben. Die inhaltliche Kritik richtete sich besonders darauf, dass sich die allgemein als notwendig erachteten Sparmaßnahmen fast ausschließlich auf die Philosophische Fakultät I richteten. Eine frühere Dekanin sprach von einem „Blutrausch des Rektorats“. Mehrere Senatoren forderten das Rektorat auf, das Papier zurückzuziehen. Kurzzeitig gab es wohl Bestrebungen, Rektor Tietje das Misstrauen auszusprechen. Hingewiesen wurde auf alternative Sparmöglichkeiten, die nicht auf Kosten von Forschung und Lehre gingen, etwa in der Verwaltung. Rektor Tietje verteidigte das Papier als Diskussionsanstoß und spielte den Ball zurück an die zuständigen Gremien. Die Diskussion beginnt nun wahrscheinlich von Neuem. F.A.Z.